

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Luise Rinser
Zölibat und Frau

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

»Mit Recht eifersüchtig auf die Ganzhingabe an den Herrn bedacht, soll der Priester sich gegen die Neigungen seines Gefühls zu schützen wissen, die eine wenig erleuchtete, nicht vom Geiste geleitete Gefühlsbetonung auslösen, und er soll sich sehr davor hüten, solche Neigungen unter dem Vorwand geistlicher und seelsorglicher Betätigung zu rechtfertigen, die sich in Wirklichkeit als gefährliche Neigungen des Herzens offenbaren« (Absatz 77).

*Enzyklika »Sacerdotalis Caelibatus«
Paul VI., Juni 1967*

»Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen ist eine wahrhaft nicht leichte menschliche Aufgabe, die nie zu Ende ist, ein Wagnis mit Risiken, das immer neu eingegangen werden muß... Jede Altersstufe, jede neue Umwelt und seelsorgerliche Aufgabe verlangen von uns eine neue innere Einstellung und ein neues Ringen um eine gesunde, tragfähige Menschlichkeit und männliche Reifung. Eine Fülle von Aufgaben ist uns gestellt: die ausgewogene Einstellung zur Frau..., die Pflege der Freundschaft und menschlichen Begegnung auch und gerade mit der Frau...«

*Rundbrief des Erzbischofs von München und Freising an die Priester
im Erzbistum zur Fastenzeit 1967*

Beim Vergleich der päpstlichen Enzyklika mit dem Inhalt des bischöflichen Briefes stoßen wir auf einen Widerspruch, der sich zwar mit einigen eleganten Fechthieben theoretisch beseitigen ließe, wenn man sagte, der Papst warne ja nur vor »gefährlichen Neigungen« und das meine der deutsche Bischof Kardinal Döpfner, doch auch, wenn er ausdrücklich von »Freundschaft« zwischen Priester und Frau spreche, womit doch deutlich genug gesagt sei, daß er nur jenen Beziehungen das Wort rede, die der Papst »vom Geiste geleitete« nennt. Aber allzu glatte Antworten sind uns längst verdächtig.

Ohne hier schon genauer auf den Inhalt der beiden Schreiben einzugehen, ist zu sagen, daß die Konzeption des Papstes und die des Bischofs verschieden sind. Die des Papstes ist eine rein spirituell-theologische, gegründet auf die traditionell gewordene, überaus (um nicht zu sagen übertrieben) hohe Einschätzung der »Jungfräulichkeit«; die des Bischofs ist, obgleich er sich ebenfalls zu dieser Idee bekennt, wensschon mit einem gewissen behutsamen Zögern, eine pastorale, entstammend der Erfahrung mit der Wirklichkeit von heute einerseits, andererseits der durch das Zweite Vatikanische Konzil betonten, vom Papst selbst gewollten, aber schließlich in den wenigen Jahren seither wieder halb vergessenen und in entscheidenden Punkten verratenen »Aufwertung der Welt« gegenüber einer aszetisch-mystischen Vorausflucht in den »neuen Aion«, in dem »nicht geheiratet und nicht gezeugt«, aber, so müssen wir hoffen dürfen, doch personal geliebt werden wird.

Wie verschieden die Haltung von Papst und Bischof ist, sehen wir daran, daß Döpfner von den »echten Möglichkeiten« spricht, die einem verheirateten Priester etwa der evangelischen oder der Ostkirche helfen, seinen priesterlichen Dienst zu vertiefen, während der Papst von jenen Priestern, welche gerne Priestertum und Ehe vereinigen möchten, und,

da ihnen dies verwehrt wird, notgedrungen um Dispens vom Priesteramt bitten, als von Leuten spricht, die »das Haus Gottes verlassen« und »sich in ein trauriges Abenteuer einlassen und des Mitleids der Kirche bedürfen« (Enzyklika Abs. 95). Bezeichnend ist auch, daß in der sehr langen päpstlichen Enzyklika die Frau nur zweimal erwähnt wird, und beide Male mit einem schlecht verhehlten negativen Vorzeichen, nämlich als das vom Zölibatär zu Meidende, zu Überwindende, während der Bischof sie in seinem kurzen Brief mehrmals nennt und immer positiv wertet.

Kurz zusammengefaßt ist die Meinung des Papstes die, daß die Frau für den Zölibatär eine Gefahr sei und daß er sie meiden soll; die des Bischofs, daß der Priester zu seiner männlichen und priesterlichen Reifung die Frau brauche, und daß er die Pflege der Freundschaft mit ihr geradezu als Aufgabe zu betrachten habe. Schon aus der Gegenüberstellung der beiden offiziellen Schreiben der Amtskirche, die nicht einmal beabsichtigen, eine Konfliktsituation heraufzuführen, sehen wir, wie schwierig diese Frage ist, wie unsicher die Kirche im Augenblick ist und wie jedes Berühren des Themas einem Griff ins Hornisnennest gleichkommt.

Wie aber soll der einzelne Priester sich verhalten, wem folgen? Dem Papst, der ihm rät oder befiehlt, die Frau zu fliehen, wenigstens sobald er ein »Gefühl«, eine »Neigung« für sie spürt, solcherart auf Nummer Sicher zu gehen? Dem Bischof, der vom Zölibat als einem Wagnis mit Risiken spricht und dabei auch und besonders an das Wagnis der Beziehung zur Frau denkt?

Ich mache es mir zur schweren Aufgabe, darüber nachzudenken, ob von der päpstlichen Enzyklika zum bischöflichen Brief nicht doch eine tragfähige Brücke gebaut werden kann, ohne daß der einen wie dem andern ein billiges Zugeständnis gemacht wird, entweder auf Kosten des Evan-

geliums und der nun einmal auch vorhandenen kirchlichen Tradition, oder auf Kosten jener Wahrheit, die auch das reale menschliche Leben in sich und für sich hat.

Meine Frage lautet präzise: Wie kann der Priester, ohne seinen Zölibat aufzugeben oder ihn auch nur zeitweise zu verletzen, eine echte personale Beziehung zu einer Frau leben, ganz gleich welchen Namen man dieser Beziehung geben mag?

Man wird hier sofort einwenden: Aber eben dieser »Name« ist wichtig, und der Bischof hat mit vollem Bedacht den Namen »Freundschaft« gewählt.

Dieser Einwand fordert dazu heraus, den Begriff der Freundschaft zu definieren, und zwar an Hand eines mit dem kirchlichen Imprimatur versehenen Lexikons, des *Lexikon für Theologie und Kirche*. Hier steht:

»Freundschaft bezeichnet im neueren Sprachgebrauch die aus freier Zuwendung hervorgegangene, in geistiger Kommunikation bewährte Realisierung der zwischenmenschlichen Beziehung. In personaler Sympathie gründend und von der idealisierenden Kraft des Eros getragen, stiftet Freundschaft eine dauernde Zugehörigkeit, die auf gemeinsamer Anschauung und Wertung beruht.«

Damit ist (scheint) Freundschaft scharf abgesetzt gegen alles, was nicht Freundschaft ist, das heißt vor allem gegen das, was man Geschlechterliebe nennt.

Nun ist aber in die Definition ein Begriff eingeführt, der, wenigstens zunächst, stört. Es ist da nämlich die Rede von »der Kraft des Eros«.

Was ist Eros? Jedermann glaubt es zu wissen und verwechselt dabei Eros und Erotik. Im *Lexikon für Theologie und Kirche* ist Eros definiert als »Bezeichnung für Liebe«. Es wird da weiterhin gesagt, daß Eros (im personalen Schichten-Aufbau) die Mitte halte zwischen vitalem Sexus und spiritueller Agape.

Der Begriff Agape wird erklärt als »spezifisch christliche

Liebe«, die der Mensch nur auf dem Wege der Gnade (pneuma, virtus infusa, eingegossene Tugend) erhält und besitzt. Die hierauf folgenden ziemlich schwierigen Ausführungen können auf eine kurze Formel gebracht werden: Agape ist jene Liebe, welche bewußt Gott als dritten Partner hat, ausdrücklich im Bereich geistiger und spezifisch religiöser Werte beheimatet ist, welcher das Begehren nach der körperlichen Vereinigung mit dem geliebten Geschlechtspartner nicht wesentlich ist für sich und welche auf den körperlichen Vollzug der Liebe freiwillig und radikal verzichtet um einer Idee willen, welche wiederum dem Bereich geistig-religiöser Werte angehört.

Was den anderen Pol anlangt, den Sexus nämlich, so sehen wir uns im genannten Lexikon verwiesen auf den Begriff Geschlechtlichkeit und erfahren dort, daß Geschlechtlichkeit und Sexus unterschieden werden müssen, da Sexus dem Bereich animalischer Triebe angehöre, Geschlechtlichkeit aber dem der personalen Werte, wobei Sexus der Geschlechtlichkeit unter- und eingeordnet sei (sein soll).

Wenn nun Freundschaft getragen ist »von der Kraft des Eros«, und wenn Eros die Mitte hält zwischen Sexus und Agape, so ist damit gesagt, daß auch die Freundschaft zwischen Priester und Frau nicht ohne Eros zu denken ist, da es anders keine Freundschaft wäre, und daß sie sich also genau im Feld zwischen geschlechtlicher Indifferenz und geschlechtlicher Liebe befinde und daß sie zwar nicht der Beziehung zwischen »Liebes«- und Eheleuten gleiche, aber auch nicht den zwischen geschlechtslosen Wesen, etwa »Engeln«. Und damit ist gesagt, daß sich die Freundschaft in einem Spannungsfeld befinde, und daß es sich bei so einer Beziehung nicht alle Male um etwas Wohltemperiertes, rein Erbauliches, leicht Steuerbares und der Kirche beruhigend einwandfrei Nützlich handelnd, sondern um etwas, das selbst wenn es auf Agape zielt, doch auch vom Sexus

»von unten her« angestrahlt ist und aus diesem Hinterhalt mit jenen Pfeilen beschossen wird, welche »die Natur« so gern und hartnäckig gegen »den Geist« schickt. Der Bischof hat diesen Tatbestand einbezogen in seine Worte; er spricht von »Risiken«, welche der Zölibatär zu wagen habe. Das heißt aber auch, daß eine Freundschaft gewagt werden darf oder muß, selbst auf die Gefahr hin, daß eine »Liebe« draus wird.

Jetzt stellt sich uns klipp und klar die Frage (und wie oft stellt sie sich in der Praxis!) wie denn ein Priester so eine Freundschaft leben könne, bei welcher Eros lebhaft mitspielt, so leben, daß daraus weder das wird, was man ein »Verhältnis« nennt noch eine geschlechtlich indifferente, farblose, gefahrlose und letztlich fruchtlose »Bekanntschaft« zwischen einem braven Junggesellen und einer ebenso braven, unerweckten alten Jungfer. Es stellt sich ferner die Frage, wie denn ein Priester heute so eine Freundschaft praktisch leben könne inmitten der scharf beobachtenden weiblichen Pfarrkinder, an der Seite einer eifersüchtigen Haushälterin, unter den Augen wachsamer und auch neidischer Mitbrüder, unter der gar nicht angenehmen Kontrolle seiner Oberen und der gesamten Amtskirche.

Angesichts dieser Schwierigkeiten könnte man den so wohlklingenden Satz des Bischofs fast betrachten als ein bloß theoretisches Zugeständnis an die nachkonziliare *apertura a sinistra*, oder aber als kühnen und sehnsüchtigen Vorgriff auf eine spätere, noch nicht zu datierende Zeit.

Wir dürfen aber annehmen, daß der Bischof meint, was er sagt, und daß, wenn er zu seiner Aufforderung kein Rezept mitliefert, dies nur daran liegen kann, daß er keines hat, weil es vielleicht überhaupt keines gibt, kein allgemein verbindliches. Aber wenn es schon kein Rezept gibt, so muß es doch möglich sein, gewisse Verhaltensmodelle aufzustellen oder doch wenigstens gewisse Grundsätze zu finden,

welche sich je nach Sachlage variieren lassen. Es muß doch möglich sein, daß ein Mann, der Priester ist und es wirklich sein will, eine »von der Kraft des Eros getragene Freundschaft« mit einer Frau lebt, selbst dann, wenn das Wort Freundschaft den Kern nicht trifft, nämlich in jenen Fällen, in denen zwei triebstarke und gefühlstiefe Menschen eine Neigung zueinander fassen, welche der Geschlechterliebe gleicht, zumindest bei Beginn. Mit anderen Worten: es muß doch möglich sein, daß, wenn ein Priester das findet, was man sein »alter ego«, sein Du nennt, er diese Beziehung (nenne man sie Freundschaft oder Liebe, gleichviel) unverkümmert leben kann, ohne daß er seinen Zölibat verletzt, sei dieser nun »charismatisch« oder nur ein gehorsames Austragen der nun einmal übernommenen Verpflichtung.

Der Papst scheint diese Möglichkeit für gänzlich ausgeschlossen zu halten, uneingedenk seiner Kenntnis vieler Vorbilder und kirchlich approbierter Verhaltensmodelle bei kanonisierten Heiligen; er scheint jedem Priester grundsätzlich das Kreuz der Einsamkeit auferlegen zu wollen (»der Priester ist durch seinen Zölibat ein auf sich allein gestellter Mensch«, Enzyklika, Abs. 58), wiewohl er, ihm vielleicht seltsam unbewußt widersprüchlich (Abs. 80), männliche Freundschaften unter Mitbrüdern, Amtsbrüdern ausdrücklich und mit einer gewissen Dringlichkeit empfiehlt, dabei außer acht lassend, daß auch die Freundschaft von Mann zu Mann Formen annehmen und Grade erreichen kann, welche zwar naturgemäß nicht den Zölibat im Sinne der Ehelosigkeit gefährden, wohl aber im Sinne der »Ganzhingabe an den Herrn«. Auf diesen Punkt soll später zurückgegriffen werden.

Jetzt sei einmal festgestellt, daß Freundschaft auch dort, wo sie auf Agape zielt und der Definition nach nicht Geschlechterliebe ist, in der lebendig fließenden Wirklichkeit durchaus nicht scharf abgegrenzt ist gegen diese. Es gibt viele

Freundschaften zwischen Mann und Frau auch außerhalb der klerikalen Welt, welche als leidenschaftliche Gefühlsneigungen begannen und erst nach und nach, sei es durch die Anstrengung von Geist und Wille, sei es einfach durch Gewöhnung und Abkühlung, in das gemäßigte Klima eigentlicher Freundschaft gelangten. Es ist nun einmal so, daß gefühlswarme, vitale, erlebnisfähige und aufs Ganze und Radikale gehende Menschen auch eine Begegnung mit einem anderen Menschen mit starker Intensität erfahren. Wo ein kühler, triebschwacher Mensch eine freundlich temperierte Zuneigung verspürt, die sein Leben angenehm verziert, da erlebt der leidenschaftliche Mensch einen Aufruhr des Herzens und der Sinne. Es ist durchaus nicht wünschenswert, daß alle Priester kühl und triebchwach wären. Priester sollen Männer sein, wenn sie »imponieren« sollen, und das müssen sie heute, anders werden sie von den Menschen einer verweltlichten Welt einfach übersehen. Bloß weil einer der Priesterkaste angehört, wird er heute nicht mehr respektiert, er muß schon durch Persönlichkeitswerte auffallen und überzeugen. Wenn nun ein Priester eine echte Persönlichkeit ist, dann muß er normalerweise auch ein ganzer Mann sein, und das heißt, daß er starker Gefühle fähig ist. Wenn er aber starker Gefühle fähig ist, wird ihn unter Umständen eine Begegnung mit einer ihm entsprechenden Frau zunächst wie eine Sturzwelle überrollen, besonders wenn er bis dahin kleineren Abenteuern aus dem Wege gegangen war, und es wird eine Weile dauern, bis er seinen Kopf wieder über Wasser bekommt, vor allem dann, wenn die begegnende Frau wirklich das Du für ihn ist, die Ergänzung, die »andere Hälfte«. Es muß zugegeben werden, daß auch ein Priester, charismatisch zölibatär oder nicht, diesem seinem Du begegnen kann. Was dann? Soll und kann und darf er sein Gefühl alsogleich abschieben in den Bereich der netten braven lauwarmen Freundschaft, wenn

er doch weiß, daß ihm das Herrlichste erschienen ist, das Gott dem Menschen geben kann, die Liebe nämlich, die gar nicht im Sexuellen beheimatet ist, sondern im Gesamtgeschlechtlichen, im Bereich des geistnahen Eros? Was tut der Priester, der weiß, daß er liebt und wiedergeliebt wird? Das ist das Problem. Und dieses Problem soll hier durchdacht werden. Es ist nämlich brennend aktuell insofern, als von den augenblicklich dem Vatikan vorgelegten viertausend Gesuchen von Priestern um Laisierung, also um Dispens von Amt und Weihe, gewiß die meisten als Grund – angegeben oder nicht – die beabsichtigte Heirat haben, weil diese Priester jener Frau begegnet sind oder meinen, begegnet zu sein, welche ihnen als »die Frau fürs Leben« erscheint und ohne die sie nicht leben zu können glauben.

Warum sagt ihnen niemand, daß es eine Möglichkeit gibt, eine Frau zu lieben und dennoch zölibatär zu leben? Der Papst, der diese Möglichkeit verneint, scheint die Menschen zu unterschätzen und die Gefährlichkeit von Herzensneigungen zu überschätzen, und niemand sagt ihm, so muß es scheinen, daß es viele Priester gibt, die er zu seinen Besten zählt oder zählen müßte, konnte er sie, und die gerade deshalb, weil sie eine Frau lieben, so exemplarisch gute Priester sind und von der geliebten Frau in der geforderten »Ganzhingabe an den Herrn« nicht nur nicht gehindert, sondern im Gegenteil gefördert werden.

Man wird jetzt einwenden, daß nur wenige Priester und wenige Frauen zu so einer Art Liebe fähig seien und daß diese wenigen keines Rezepts bedürfen, da sie aus eigener Geistkraft das Rechte tun. Ich möchte aus vielfacher Erfahrung sagen, daß eine Reihe von Priestern, die ihren Zölibat durch einen »Seitensprung« von mehr oder minder langer Dauer verletzen oder ihn um einer Liebschaft willen kurzschlüssig verlassen, dies nur deshalb tun, weil sie nicht zur wahren Liebe erzogen wurden. Es ist nicht das Privileg

einer menschlichen Elite unter Priestern und Frauen, eine dem Zölibat angemessene Liebe zu leben. Auch weniger elitäre können es und könnten es, erlaubte man es ihnen und sagte man ihnen, wie sie es machen sollen.

Nehmen wir einmal irgendeinen Priester als Modell. Er ist von normaler Vitalität und darum nicht frei von Schwierigkeiten, die aus dem Bereich des Sexus aufsteigen. Bisweilen leidet er unter kreatürlichen Zugeständnissen an seine physiologische Geschlechtlichkeit, bisweilen wünscht er sich in Wachträumen die Umarmung einer Frau, bisweilen sehnt er sich danach, alt zu sein und erlöst von seinem konkupiszenten Fleischesleib. Es ist ihm aber gelungen, allen Versuchungen zur Verletzung des Zölibats tapfer standzuhalten, sei es mit Hilfe eingeübter Aszese, mit Hilfe starken Gebets, mit Hilfe der Berufsgnade und mit Hilfe der Angst vor dem scandalon, und er hat seinen Zölibat nicht einmal als eine lästige Dienstverpflichtung erfahren, sondern mit einer gewissen nüchternen Freudigkeit getragen.

Natürlich denkt er, aufgestachelt durch nachkonziliare Aufsätze zum Thema Zölibat, bisweilen rebellische und schmerzende Gedanken etwa dieser Art:

Warum muß ich mich wie ein pubertärer Knabe abquälen, statt wie mein evangelischer Mitbruder legal und schön eine eheliche Liebe zu leben, da doch der Zölibat, wie das Konzil ausdrücklich feststellte, »nicht schon von der Natur des Priestertums her notwendig gefordert ist«? Bin ich nicht einfach das Opfer einer legalistischen Zwangsinstitution, vielleicht sogar einer Häresie, nämlich der ganz un- und antichristlichen Verleugnung des hohen Wertes der gottgewirkten Schöpfung und damit der gottgewollten Geschlechtlichkeit? Wäre ich tatsächlich »unrein«, umarmte ich vor der Feier der Eucharistie meine Frau? Liebte ich Gott weniger, liebte ich auch eine Frau? Lieben meine evangelischen und ostkirchlichen Mitbrüder Gott weniger als

wir lateinischen? Sind sie weniger verfügbar für die Gemeinde? Könnte ich, mit meiner Frau »ein Fleisch geworden«, also eine Ganzheit aus Ich und Du, die geforderte Ganzhingabe an den Herrn nicht eben mit der Frau zusammen genauso vollziehen wie als ein einzelner? Würde ich nicht, mit einem stärkenden beglückenden Du an der Seite, eine größere Kraft ausstrahlen als so, da vieles in mir verkümmert ist, auch wenn ich mir einzubilden geneigt und genötigt bin, es sublimiert zu haben in eine allgemein hin verstreute Nächstenliebe? Habe ich denn überhaupt noch ein natürliches Verhältnis zum Geschlecht, zu Eros und Sexus? Ist mir nicht schon jede sexuelle Regung Sündenalarm? Wende ich nicht auch schon sofort die moralische Kategorie an, wenn ich einem sexuellen Problem begegne? Bin ich etwa auf dem Weg, eine männliche alte Jungfer zu werden, zu vertrocknen, oder in eine veritable Neurose zu gleiten?

Solches denkend, verspürt unser Modellpriester ein starkes Unbehagen, das er mit starken Gegenmitteln zu bekämpfen sucht. Er wird sich sagen, daß ihm (das weiß er aus dem Beichtstuhl und aus der Lektüre), das sexuell-erotische Sichausleben auch als Ehemann nicht mit Sicherheit und restlos beglückend gelänge, daß auch die Ehe sich schließlich als »legalistische Zwangseinrichtung« erweist, daß auch Ehemänner keine Supermänner sind, sondern klein, grau und kummervoll unter dem Joch gehen, daß ihre Sehnsüchte unerfüllt blieben und daß es geglückte Ehen noch seltener gibt als den geglückten Zölibat. Er wird auch versuchen, seinen Zölibat nicht nur als den Verzicht auf etwas (auf vieles) zu sehen, sondern als Gewinn an vielem; nicht als Nein zum »Leben«, sondern als das Ja zu einer Form des Lebens, welche entschieden dem Geistbereich angehört, und er wird, je nach Charakter und Reife, daraus entweder demütige Freude ziehen oder den leicht hybriden, wenn